

Das Themenspektrum der Konferenz war breit gefächert, neben den traditionell stattfindenden Sitzungen zum neuesten Forschungsstand bezüglich *Similarity, Rhythm, Pitch* oder *Cognition* gab es auch eine musikethnologische Sitzung sowie diverse Beiträge zur entwicklungspsychologischen Forschung. Die wachsende Bedeutung der musikpsychologischen Emotionsforschung wird an der wachsenden Anzahl diesbezüglicher Beiträge ebenso deutlich wie das stark gestiegene Interesse an neurowissenschaftlichen Methoden bzw. Ergebnissen. Aber auch die stärker anwendungsbezogene Forschung war in zahlreichen Beiträgen vertreten, die sich beispielsweise mit *Music Therapy* oder *Education* beschäftigten. Interessant war in diesem Zusammenhang ein Symposium, das sich speziell auf die Vermittlung musikpsychologischer Inhalte in der Lehre konzentrierte und auf reges Interesse stieß.

Als Überblicksvorträge von bedeutenden Forscherpersönlichkeiten, die sowohl eine Einführung in ganze Forschungsbereiche geben als auch über neue Entwicklungen in ihrem Bereich informieren können, wurden in den vergangenen ESCOM- und ICMPC-Konferenzen die „Keynotes“ organisiert, zu denen sich die Teilnehmer mehr oder weniger vollständig versammeln. Dies sind auf einer so großen Tagung die einzigen Gelegenheiten für Diskussionen im Plenum, insofern war es schade, dass in Bologna nur zwei Keynotes gehalten wurden – bei der letzten ESCOM-Konferenz in Hannover waren es noch sechs gewesen. Thematisch boten die Keynotes nicht allzu viel Neues, denn der eine Keynote-Referent hatte bereits 2003 in Hannover gesprochen, die andere Referentin 2002 in Sydney. Isabelle Peretz ging in ihrer Keynote (*The nature of music from a neuropsychologist's perspective*) auf die biologischen Grundlagen der Musik ein und postulierte angeborene Anlagen, die den diversen musikalischen Kulturen zugrunde liegen könnten. Aus einer denkbar gegensätzlichen Forschungstradition kam der zweite Keynote-Referent, Simha Arom, der sich mit musikethnologischer Rhythmus-Forschung beschäftigte und dabei besonders auf den Takt als rhythmisches (und nicht metrisches) Phänomen einging (*Ethnomusicological research on the organization of musical time*).

Insgesamt war die 9. ICMPC & 6. ESCOM Konferenz in Bologna eine interessante Tagung, deren breites Themenspektrum für alle Teilnehmer neue Anregungen bereit gehalten haben dürfte. Umrahmt wurde sie von einigen Konzerten, Ausflügen und nicht zuletzt dem „Conference Dinner“ im historischen Palazzo Isolani. Man darf auf die nächste Konferenz der SMPC gespannt sein, die – als Erinnerung an die Anfänge der internationalen musikpsychologischen Konferenzen in Kyoto vor fast 20 Jahren – vom 25. bis 29. August 2008 in Sapporo, Japan, stattfinden wird. Kathrin Schlemmer

Musik und Emotion

Jahrestagung der DGM in Freiburg vom 15. bis 17. September 2006

Zum Thema „Musik und Emotion“ fand vom 15. bis zum 17. September 2006 die Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Musikpsychologie an der Hochschule für Musik Freiburg statt. Seit den 1990er-Jahren werden verstärkt Forschungen zu diesem Themenkomplex durchgeführt, zuletzt wohl auch angeregt durch Juslin und Slobodas (2001) Sammelband *Music and Emotion*. Die Entscheidung der DGM, ihre Jahrestagung der musikpsychologischen Emotionsforschung zu widmen, spiegelt daher nicht nur das international gestiegene Interesse an diesem Themenfeld wider, sondern vermag auch Akzente im Austausch zwischen deutschsprachigen Forschern zu setzen. Zu bemerken ist allerdings, dass die meisten thematisch gebundenen Tagungsbeiträge Rezeptionsaspekte beleuchteten, während die Perspektiven des Interpreten oder auch des Komponisten nur selten berührt wurden. Ein in diesem Zusammenhang mit Spannung erwarteter Vortrag

Manfred Trojahns musste leider ausfallen. Auf der Tagung wurden zwei Keynote-Vorträge und 16 thematisch gebundene sowie freie Referate gehalten und neun Poster präsentiert. Auch in diesem Jahr zeigten sich die Vorteile der DGM-Tagungskonzeption, keine Parallelveranstaltungen stattfinden zu lassen und auch für die Posterpräsentationen ausreichend Zeit einzuplanen. Dadurch ergab sich eine besonders diskussionsfreudige Atmosphäre.

In ihrem Keynote-Vortrag fasste Anne-Katharina Wietasch (Ulm) überblicksartig wichtige neurowissenschaftliche Befunde zur Emotionsforschung zusammen. Richtungsweisend für das Fachgebiet waren vor allem die Arbeiten und theoretischen Konzepte von Damaso (1994), LeDoux (1995) und Rolls (1999). Ein besonderer Schwerpunkt lag bislang auf der visuellen emotionalen Wirkung beispielsweise von Gesichtern, wobei es nach Wietasch zu vorbewussten „Gefühlsansteckungen“ kommen kann: Bereits durch das Anschauen von Gesichtern mit ängstlichem Ausdruck wird die Amygdala bei Beobachtern aktiviert. Der zweite neurowissenschaftliche Beitrag der Tagung schloss sich an diesen Vortrag an. Gunter Kreutz (Manchester) sowie U. Ott, S. Wehrum und D. Vaitl (Gießen) beschäftigten sich mit Emotionsinduktion beim Hören von klassischer Musik. Durch ein besonderes Verfahren konnten hierbei die stark störenden Scanner-Geräusche bei funktionellen MRI-Aufzeichnungen vermindert werden, ohne dabei auf zahlreiche Wiederholungen der Stimuli zurückgreifen zu müssen, wie sie bei Sparse-Sampling-Methoden Anwendung finden. Fünf basale Emotionen wurden mit entsprechenden Musikausschnitten assoziiert und dargeboten. Im Gegensatz zu den negativ belegten Beispielen bewirkten die angenehm erlebten Ausschnitte mit den positiven Emotionen „Freude“ und „Frieden“ signifikante Aktivierungen des Nucleus Accumbens und anderer Hirnstrukturen.

Mehrere Studien untersuchten den Zusammenhang zwischen akustischen sowie musikalisch-strukturellen Parametern und emotionalen Reaktionen beim Musikhören. Frederik Nagel (Hannover) fand heraus, dass in Musikausschnitten, bei denen Hörer zuvor von „Gänsehauterlebnissen“ beziehungsweise „Chills“ berichtet hatten, vor allem ein Ansteigen der Lautheit zu verzeichnen ist. Das tatsächliche Erleben von Chills fällt jedoch sehr unterschiedlich aus, wie ein zweites Experiment zeigte. Vermutlich spielen individuelle Assoziationen mit bestimmter Musik ebenso wie situations- und persönlichkeitsabhängige Faktoren eine starke Rolle, die sich in Experimenten kaum gänzlich kontrollieren lassen. Oliver Grewe, F. Nagel, R. Kopiez und E. Altenmüller (Hannover) untersuchten emotionale Reaktionen beim Hören von Ausschnitten aus Mozarts Requiem. Laienchorsänger wurden emotional stärker durch eine professionelle Darbietung als durch die eigene Interpretation des Requiems angesprochen. Die Lautstärke zeigte sich auch in dieser Studie als wichtige Einflussgröße. Ein Internet-basiertes Experiment mit kontinuierlichen Messmethoden für die Emotionsdimensionen Valenz und Erregung wurde von Hauke Egermann, F. Nagel, R. Kopiez und E. Altenmüller (Hannover) beschrieben. Die Versuchsteilnehmer hörten und beurteilten vier bis sieben verschiedene Musikstücke und bewerteten anschließend die verwendete Methode positiv.

Einer der wenigen Beiträge zur Musikinterpretation beschäftigte sich mit der Frage, ob Singen das emotionale Befinden steigern kann und dies auch durch hormonelle Änderungen zu belegen ist. Thomas Biegl und E. Vaneck (Wien) ermittelten bei sechs Laiensängerinnen im Alter von 27 bis 60 Jahren gestiegene Serotonin-, Noradrenalin- und Beta-Endorphin-Werte sowie gesunkene Adrenalin-Werte nach Solo-Gesangsdarbietungen im Vergleich zu Pre-Tests, während für Dopamin keine nennenswerten Änderungen zu verzeichnen waren.

Maria Spychinger (Fribourg/Schweiz) stellte ihre Arbeit zum musikalischen Selbstkonzept vor. Insgesamt kann von verschiedenen domänenspezifischen Selbstkonzepten ausgegangen werden, die neben sozialen Komponenten unter anderem auch emotionale

Komponenten aufweisen. Für den Bereich der Musik sind dabei besonders Präferenzen und Gewohnheiten maßgeblich. Spychinger vermutet, dass emotionale Wirkungen der Musik stärker mit dem musikalischen Selbstkonzept zusammenhängen, anstatt über bestimmte musikalische Parameter interindividuell induziert zu werden. Dabei könnten auch Persönlichkeitsmerkmale eine Rolle spielen, wie sie Richard von Georgi, H. Kraus, K. Cimbal und M. Schütz (Gießen) in ihrer Studie mit Heavy-Metal-Fans beleuchteten. Während in bisherigen Studien überwiegend Studenten als Versuchsteilnehmer herangezogen wurden, wodurch vermutlich teilweise das Bild von Heavy-Metal-Fans als psychologische Risikogruppe mitgeprägt worden ist, sollten in dieser Untersuchung die Versuchsteilnehmer direkt auf Heavy-Metal-Festivals mit geringerer Hemmschwelle verschiedene Persönlichkeitsinventare ausfüllen. Unterschiede zu Popmusikhörern ergeben sich unter anderem in geringfügig höher ausgeprägten Psychotizismuswerten und in der Verwendung von Musik zur Verringerung „negativer Aktivierung“ vor allem bei jüngeren Hörern. Insgesamt müssen die Ergebnisse früherer Forschungen womöglich für den „harten Kern“ von Heavy-Metal-Fans revidiert werden.

Im zweiten Keynote-Vortrag der Tagung beleuchtete Richard Klein (Freiburg) die Reaktionen und Identifikationsmuster von Bob-Dylan-Fans auf dessen künstlerische Transformationen. Mitte der 1960er-Jahren beispielsweise wendete sich Dylan von der Folkmusik zunehmend der elektrisch verstärkten Rockmusik zu. Wenn er damals im ersten Konzertteil mit akustischer Gitarre Folk spielte, wurde er durch das Publikum mitunter wie ein Heiliger verehrt, während seine Rockinterpretationen im zweiten Konzertteil bei denselben Zuhörern auf heftige Ablehnung stießen. An diesem Beispiel wird erstens das Spannungsfeld zwischen künstlerischen Entwicklungsstadien und dem Bewahren eines eigenen Stils und andererseits auf Seiten der Fans die allgemeine Ambivalenz in der Starverehrung und der Einfluss bestimmter Ideologien deutlich. Unterschiede zwischen deutschen und amerikanischen Bob-Dylan-Fans, die mithilfe eines Internetfragebogens ermittelt wurden, legten Susanne Kristen (Würzburg) und S. Dine-Young (Indiana/USA) in einer Posterpräsentation dar. Für die amerikanischen Studienteilnehmer übte Dylans Musik einen stärkeren Einfluss auf ihr Leben aus und wurde emotionaler erlebt. Auch hier lassen sich spezifische Muster in der Fankultur ausmachen.

Auf die Wichtigkeit, Emotionen in ihrem spezifischen Kontext zu sehen, verwies Elena Ungeheuer (Berlin). Statt von einfachen Reiz-Reaktions-Abläufen auszugehen, sollten Emotionen in der Musik eher in ihren jeweiligen Kommunikationszusammenhängen gesehen werden. Reinhard Kopiez und M. Kobbenbring (Hannover) beschäftigten sich mit der Frage, ob sich die Toleranz gegenüber verschiedenen Musikrichtungen im Grundschulalter von der ersten bis zur vierten Klasse verringert. Während Popmusik generell bevorzugt wurde, zeigen sich die befragten Kinder auch für andere Musikrichtungen offen, altersbezogene Effekte sind nur gering ausgeprägt. Clemens Wöllner (Halle) ermittelte Unterschiede in der Wahrnehmung des intendierten Ausdrucks von Dirigenten aus verschiedenen Orchesterpositionen. Zudem ergaben sich Zusammenhänge zwischen quantitativen Bewegungsanalysen der Dirigierbewegungen und kontinuierlichen Bewertungen der Videosequenzen.

Eine Reihe von Posterdemonstrationen bot in konzentrierter Form einen Überblick auf verschiedene Forschungsprojekte. Ernst Dombrowski, S. Angstmann, J. von Borsstel, A. Gall, F. Helm und F. Schulz (Kiel) analysierten Zusammenhänge zwischen musikalischer Weiterbildung und einem Audiationstest von Gordon (1989), wobei sie auf einige Mängel dieses Tests verwiesen. Martin Ebeling (Mönchengladbach) stellte ein mathematisches Autokorrelationsmodell als Grundlage für Konsonanzempfinden vor, das teilweise mit Stumpfs (1890) frühen Arbeiten zur Verschmelzung übereinstimmt. Hauke Egermann und R. Kopiez (Hannover) fanden in ihrer Studie keine Belege für die Beeinflussbarkeit von Menschen durch subliminale, unterhalb der Wahrnehmungsschwelle

liegende Wortbotschaften in der Musik. Die Bestätigung von Nullhypothesen in solcherart Studien scheint für einen differenzierteren Umgang mit häufig gestellten Behauptungen zur Manipulation durch Musik wesentlich. Timo Fischinger (Kassel) stellte seine Forschung zur Wahrnehmung und Antizipation von Rhythmen vor und geht dabei sowohl von höheren kognitiven Verarbeitungsprozessen als auch von automatisierten Prozessen aus. Ziel ist die Modellierung von Synchronisationsprozessen mit echter Musik anstatt isochroner Stimuli, wie sie häufig in Tapping-Experimenten verwendet werden. Martin Pfeleiderer (Hamburg) und D. Müllensiefen (London) ermittelten Unterschiede in den Akzentwahrnehmungen bei einstimmigen Popmelodien im Vergleich zu den originalen Popsongs. Gestaltregeln allein bieten keine hinreichende Erklärung für die Akzentwahrnehmung. Georg Wissner, C. Bullerjahn und R. von Georgi (Gießen) untersuchten den Nutzen spezifischer Instruktionen für den Lernerfolg beim Instrumentalüben, womit künftig Empfehlungen in Lehrbüchern kritisch hinterfragt werden könnten.

Einige Beiträge, die thematisch nicht direkt an das Tagungsthema gebunden waren, beschäftigten sich mit Fragen der Musikergesundheit und entsprechender Präventionsmaßnahmen. Beate Mitzscherlich, M. Grünendahl und Y. Klemm (Zwickau) gehen davon aus, dass viele Berufserkrankungen bei professionellen Musikern bereits weit in frühe Trainingsstadien zurückreichen. Dennoch zeigen qualitative Befragungen, dass Instrumentalpädagogen nicht ausreichend Präventionstechniken kennen und anwenden. Ein Präventionsprogramm für Orchestermusiker stellten Claudia Pardon und M. Grünendahl (Zwickau) vor. Neben theoretischen Kenntnissen werden gezielt Bewegungsübungen, Atem- und Entspannungsübungen vermittelt. Ebenfalls Orchestermusiker standen im Mittelpunkt der empirischen Gesundheitsanalysen von Ingolf Schauer und H. Schröder (Leipzig). Insgesamt 370 Musiker aus acht Orchestern wurden befragt. Ältere Musiker und Solisten beurteilten dabei die Arbeitsbedingungen im Orchester positiver. Weiterhin ergaben sich große Unterschiede zwischen den verschiedenen Orchestern, sodass allgemeine Empfehlungen kaum greifen würden und spezifische Präventionsprogramme erforderlich sind. Mit Präventionsmaßnahmen im Musikstudium beschäftigten sich Mark Zander und C. Spahn (Freiburg). Vor allem junge Musikstudierende scheinen physisch und psychisch stärker belastet zu sein als Vergleichsgruppen. Ein in Freiburg entwickeltes Präventionsprogramm zeigte bereits Erfolge bei Musikstudierenden.

Sabrina Paternoga (Freiburg) befragte Musikerinnen in 18 Orchestern zu Aspekten der Arbeitszufriedenheit. Selbsteinschätzungen ergeben Zusammenhänge zwischen Konkurrenzempfinden unter Frauen im Orchester und einer geringer ausgeprägten Sozialverträglichkeit, wodurch auch die allgemeine Berufszufriedenheit gemindert wird. In einer von Friedrich Platz, S. Seuring und R. Kopiez (Hannover) vorgestellten Replikationsstudie zum unfokussierten Musikhören bemerkten selbst Experten nicht in jedem Fall manipulierte Tonverschiebungen zwischen Melodie und Begleitung. Eine empirische Studie aus dem Bereich der rezeptiven Musiktherapie wurde von Sebastian Sommer (Magdeburg) und C. Louven (Eichstätt) referiert. Live oder aufgezeichnete Musik führte bei studentischen Versuchsteilnehmern gleichermaßen zu Entspannung, wie physiologische Messungen und Fragebogenergebnisse zeigen. Dabei spielten offenbar Erwartungseffekte eine Rolle, sodass Aspekten des Settings vermutlich mehr Gewicht zukommt als der Musik selbst und ihrer Darbietungsform. Johanna Ray (Abo/Finnland) stellte eine qualitative Untersuchung im schulischen Kontext zu den von Gabrielsson postulierten „Strong Experiences of Music“ vor.

Auf der Jahrestagung wurden während der Mitgliederversammlung die DGM-Gründer Helga de la Motte-Haber, Klaus-Ernst Behne und Günter Kleinen für ihre Verdienste geehrt. Heiner Gembris hob in seiner Laudatio die besondere Leistung der Gründer für die Gesellschaft, das Jahrbuch Musikpsychologie und auch für die Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses hervor. Andreas C. Lehmann überreichte daraufhin als Erster

Vorsitzender der DGM den Geehrten unter großem Beifall Urkunden zur lebenslänglichen Ehrenmitgliedschaft.

Für die gelungene Durchführung der Tagung in Freiburg gebührt Claudia Spahn und ihren Mitarbeitern Dank. Nicht zuletzt werden der Empfang im Institut für Musikermedizin sowie ein geselliger Wirtshausabend mit einigen musikalischen Chill-Erlebnissen zur positiven Erinnerung an die Tagung bei allen Teilnehmern beigetragen haben.

Clemens Wöllner

Sound in the city – Populäre Musik im urbanen Kontext

17. Arbeitstagung des ASPM in Gießen Rauischholzhausen vom 27. bis 29. Oktober 2006

Die 17. Arbeitstagung des Arbeitskreises Studium Populärer Musik (ASPM) fand vom 27. bis 29. Oktober im beschaulichen Schloss Rauischholzhausen der Universität Gießen statt und wurde organisiert vom Vorstand des Arbeitskreises, Thomas Phleps (Gießen), Erika Funk-Hennigs (Braunschweig), Dietrich Helms (Dortmund) sowie der Geschäftsführerin des ASPM, Alenka Barber-Kersovan (Hamburg). Bereits der Titel der Tagung versprach zum einen ein höchst interessantes Wochenende mit empirischen und theoretischen Beiträgen zum Verhältnis zwischen populärer Musik und ihrem urbanen Kontext. Zur Einstimmung begann der Freitagnachmittag mit Vorträgen zu historisch relevanten und aktuellen Problemen der popmusikwissenschaftlichen Forschung. Während einerseits Wolfgang Rumpf (Bremen) die Entwicklung der Popmusik im Radio zwischen 1965 und 1975 kritisch beleuchtete, wurde in der Parallelvortragsreihe von Ralf von Appen (Gießen) ein neuer rezipientenorientierter Ansatz zur ästhetischen Bewertung populärer Musik vorgestellt und diskutiert. Beendet wurde dieser erste Kongresstag mit einem Vortrag und einer anschließenden Hörstunde zur Musik des spanischen Bürgerkrieges und ihre jazzmusikalische Transformation von Eckehard Jost (Gießen).

An den folgenden zwei Tagen wurde die Kongressthematik aus unterschiedlichen Blickwinkeln beleuchtet. In fast chronologischer Reihenfolge präsentierten sich hier die eher historisch orientierten Beiträge von Christian Stadelmaier (Gießen) zur Entwicklung der afro-amerikanischen Blueskultur im urbanen Kontext in Chicago in den 1940er- und 1950er-Jahren, der Beitrag von Dennis Schütze (Würzburg), in dessen Mittelpunkt eine kritische Auseinandersetzung mit der von Charlie Gillett (1971) angenommenen Stilentwicklung des Rock'n'Roll stand, und schließlich die Ausführungen zur Bedeutung regionaler Zentren für die Geschichte der populären Musik am Beispiel des Punk, Metal und Glam in Los Angeles in den 1980er-Jahren von Dietmar Elfenbein (Berlin).

Neben historisch orientierten Beiträgen wurden auch eine ganze Reihe aktueller Themen behandelt. So ist vor allem der Beitrag von Alenka Barber-Kersovan (Hamburg) zu nennen, die sich mit der theoretischen Konzeption von Richard Florida (2002) auseinandersetzte, in der das kreative Potenzial einer Stadt als ein wichtiger ökonomischer Wirtschaftsfaktor verstanden wird. Anhand der Beispiele Liverpool, Hamburg und Mannheim wurde diskutiert, inwieweit sich eine solche Konzeption in der urbanen Entwicklung und zwischenstädtischen Konkurrenz realisieren lässt. Ines Christiane Slavenhagen (Frankfurt) referierte über das Spannungsfeld zwischen der Stadt Frankfurt als attraktivem Veranstaltungsort für überregional bekannte Künstler und der bestehenden Musikszene. Eine der wenigen rein quantitativ empirischen Arbeiten stammte von Lars Dammann (Hamburg), die zum Ziel hatte, motivationale und soziodemografische Variablen von Live-Club-Besuchern in Hamburg zu identifizieren und hieraus Ansätze für die Entwicklung der städtischen Live-Club-Szene zu entwerfen. Die Ergebnisse zum Tagungs-